
Heimatblätter aus der Bornaer Pflege

Feuer, Pest und Missernten

Heft 4

Heimatblätter aus der Bornaer Pflege

Feuer, Pest und Missernten

Inhalt

Inhalt	3
Ein Blick aus der Sicht der 1920er-Jahre	5
Über dies Heft	5
Der große Brand von Borna 1668	6
Der Brand von Meusdorf bei Kohren 1827	9
Feuersbrünste in Pegau.....	11
Eine Hungersnot in Geithain (1771/72)	13
Die Pest in Geithain 1380	21
Wie die Pest nach Frohburg und Greifenhain kam	23
Die wüste Mark Seebisch.....	25
Die Pest in Borna	27
Drei Pestbegräbnisse in Witznitz.....	30
Von der Pest in und um Lucka.....	32
Pegau 1850 unter „der Fahne des Todes“	35

Ein Blick aus der Sicht der 1920er-Jahre

Zwischen 1926 und 1931 sind 6 Hefte der „Heimatblätter aus der Bornaer Pflege“ von der Arbeitsgemeinschaft für Heimatkunde der Bezirkslehrervereine Borna und Groitzsch-Pegau verfasst und herausgegeben worden. Sie sollten großen und kleinen Leuten in der Bornaer Pflege helfen, den Blick für ihre Umgebung zu schärfen, um ihnen so die Heimat immer lieber und vertrauter zu machen.

Die Schulen der alten Amtshauptmannschaft Borna verfügten jeweils über einen Klassensatz aller Hefte und diese wurden teilweise bis 1950 im Unterricht verwendet.

Es ist der Verdienst der Lehrer und Heimatforscher Liebig, Petermann, Rupert und Weber, dass es zur Herausgabe dieser Reihe kam. In den Heften werden die historische Vergangenheit, Volkskunde und Volkswirtschaft unserer Region aus der Sicht der zwanziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts vorgestellt.

Über dies Heft

Feuersbrünste, Hungersnöte und Pest sind die großen Geiseln bis in die jüngere Vergangenheit. In 11 Erzählungen werden Ereignisse nacherzählt, die sich tief ins Bewusstsein der Bevölkerung eingegraben hatten.

Der große Brand von Borna 1668

Öfters ist Borna in alter Zeit von verheerenden Feuersbrünsten heimgesucht worden, die bei der leichten Bauart der meist strohbedeckten Häuser rasche Verbreitung gewann und in wenigen Stunden vernichteten, was Menschenfleiß in jahrelanger Mühe und Arbeit geschaffen. So wird aus dem Jahre 1379 von einem großen Stadtbrande berichtet, wonach den verarmten Einwohnern vom Landesherren die Steuern auf fünf Jahre erlassen und auch für die späteren Jahre und bedeutend herabgesetzt wurden. 1449 weihte man in der Stadtkirche dem heiligen Bitus einen Altar, weil an seinem Namenstage ein Schadenfeuer großes Unheil angerichtet hatte. Neben den vielen Feuerbrünsten, die von den Hussiten und den Söldnerscharen im Bruderkriege angefacht wurden und oft ganze Häuserreihen in Schutt und Asche legten, erlitt Borna die größte Heimsuchung durch die gefräßige Flamme im Jahre 1668, wie aus einer Niederschrift des damaligen Bürgermeister Abraham Grunigke hervorgeht.

Es war Hochsommerzeit. Heiß brannte die Augustsonne auf die schnittreifen Ährenfelder, die draußen im weiten Umkreise die Stadt umgaben; denn die meisten der Bornaer Handwerksmeister und Krämer waren zugleich auch Ackerbürger. Jede freie Hand, auch von unvermögenden Nachbarn und Gesellen, wurden in diesen Tagen gebraucht, um den reichen Erntesegen rasch zu bergen. Auch der Böttcher Michael Kückler half draußen auf dem Felde mit gegen Lohn. Tagelang ruhten jetzt daheim Hobel und Schlegel in seiner Werkstatt. Sein Haus war das zweite vom Wassertore her auf der Seite von der Gasthof „Zum blauen Hecht“ stand. Dieser Stadtteil hinterm heutigen Rathaus hieß von alters her „der Hasenwinkel“, eigentlich Hosenwinkel, vermutlich, weil dort der Buttermarkt stattfand und die Butter damals nach „Hosen“ verkauft wurde. An dem Unglückstage des Jahres 1668 - es war am 7. August abends gegen 7 Uhr -, bereitete Kücklers Ehefrau das Abendessen an einem Feuer von dürren Böttcherspänen dem nahen Wasserbecken des steinernen Marktbrunnens noch schnell Wasser zu holen. In der kurzen Abwesenheit traten die beiden schon größeren Kinder in die enge Küche hinein. Hei, wie das prasselnde Feuer an den trockenen Spänen leckte.

„Es zog mit allen Fingern sie zu den Flammen hin!“ Das Vorwitzigere von ihnen ergriff eine solche Spanfackel, und was bei Kinder das eine tut, macht das andere flugs nach. So schwangen sie wirbelnde Feuerkreise und leuchtende Funkenschlangen, daß es ein Lust war, und freuten sich jauchzend des prächtigen Feuerwerks im Küchenraume. Aber nur kurze Minuten währte ihr verwegenes Spiel; denn als dem einen Kinde die Flamme vom Späne an die Hand schlug, warf es den

Brand von sich und zum größten Unglück in den Haufen dürrer Hobelspäne in der türlosen Werkstatt nebenan. Ehe die Mutter mit dem Wasser zurück war, schlugen die Flammen aus dem Hause, „welches ganz niedrig und nur von Holze gewesen ist.“ Durch die von der Hitze zersprungenen kleinen Schiebefenster züngelten sie heraus und liefen an dem ausgedörrten, vielmal geflickten Strohdache empor.

Bald ergriffen sie auch die an das Böttcherhaus angelehnten Nachbardächer. Nun hatte das wütende Element freien Lauf, und der erwachende Wind fachte sie zu immer neuem Fraße an. Es nützte nichts mehr, daß nun die zu Tode erschrockenen Kinder samt Mutter auf die enge Gasse hinausstürzten und jämmerlich um Hilfe schrien, wenn auch hilfsbereite Nachbarn alles zunächst erreichbare Wasser in den Brand schütteten. Was waren die wenigen Hände gegen die gewaltige Macht! Ehe die meisten Bürger vom Felde heim waren, schlugen die Flammen turmhoch und äscherten Haus um Haus, Häuserzeile um Häuserzeile ein, und die Funkenflug tat das Seinige dazu.

Wohl hatte der wachsame Türmer auf der Stadtkirche das Feuer rechtzeitig bemerkt. Unablässig rief in raschen Schlägen die Feuerglocke, von des Türmers Weib gezogen, die Bürger zu schneller Hilfeleistung. Er selbst wies durch das Sprachrohr die ausschauende Menge nach dem lodernden Feuerherd und tutete in lauten Signalstößen mit dem Feuerhorn nach allen vier Seiten der Stadt hin, um neue Helfer herbeizurufen. Die rote Feuerfahne wurde nach der Richtung des Feuers am Turme herausgesteckt und nach Eintritt der Dunkelheit durch die rote Feuerlaterne ersetzt. Und alle kamen und verstanden die Feuerzeichen. Auf dem Brandplatze im Hasenwinkel, wo indes die Flammen gierig weiterfraßen, herrschte ein wirres Durcheinander.

Weinende Mütter brachten ihre Kinder in Sicherheit, andere schleppten Betten, Kleider und Möbelstücke aus den gefährdeten Häusern, und viel war es nicht, was sie retten konnten. Abgekettetes Vieh stürzte scheu aus den brennenden Ställen nach dem freien Markte und den angrenzenden Straßen der Stadt. Dazwischen kläfften wütende Hofhunde mit versengtem Fell, die Kette noch am Halse, mit der sie sich von der morschen Hütte losgerissen hatten. Und inmitten der sengenden Glut und der herabstürzenden Balken arbeiteten schweißstreibend die Männer, die nach der Feuerordnung zum Löschen verpflichtet waren, unter dem Kommando ihrer Viertelsmeister mit eisernen Feuerhaken und hanfenen Wassereimern. Feuerspritzen gab es in Borna noch nicht; erst 50 Jahre später, im Jahre 1723, wurde die erste vom Rate der Stadt angekauft. Von Frauen und Mädchen mußten darum auf Kufen stehende große Sturmfässer, mit Wasser gefüllte, von den Rohrtrögen des Marktes herbeigeschleppt werden.

Schnell waren sie entleert, und immer und immer wieder jagte man zu den langsam versiegenden Marktbrunnen. Nach dem Altenburger Tore hin, wo heute das Postamt steht, und nach den Wasserpforten in der südlichen Stadtmauer am Ausgange der Webergasse und der Brauhausgasse an den die Bürger in langen Doppelreihen, die wandernden Feuereimer hurtig von Hand zu Hand gebend,

herwärts voll und hinwärts leer. Die Stadtknechte schimpften und fluchten über die oft ungeschickten und durchnäßten Helfer, die sich in zornigen Gegenreden wehrten. Alle Arbeit war vergebens den die Flamme lief weiter und weiter, bis sie nach einer furchtbaren Nacht und einem noch schrecklicheren Tage in sich selbst zusammensank.

Ein ganzer Stadtteil, der mehr als ein Viertel aller bewohnten Häuser der kleinen Stadt ausmachte, lag in Schutt und Asche. In den öden Fensterhöhlen wohnte das Grauen. 91 Häuser, 18 Scheunen, 9 Kellerhäuser und 6 Malzhäuser waren durch Feuerglut vernichtet worden, darunter das Rathaus und das Diaconat. Zahlreiche Haustiere, fast alles Federvieh, der größte Teil des Hausrates, der Ackergeräte, der Kleidung und viele andere Habseligkeiten der Bürger waren dem Feuer zum Opfer gefallen. Auch eine große Anzahl wertvoller alter Schriften wurde bei jenem unglücklichen Brande im Rathaus mit vernichtet. Wie ein Wunder muß es erscheinen, daß kein Menschenleben zu beklagen war.

Die bedauernswerten Abgebrannten suchten bei Verwandten und guten Freunden unterzukommen, sie waren heimatlos geworden. Manch einer ergriff den Wanderstab, um nach dem Verkauf seiner wüsten Brandstätte sich anderwärts ein neues Heim zu gründen. Entschädigungen aus Feuerversicherungen oder der staatlichen Brandkasse waren gänzlich unbekannt. Es erfolgte aber auch diesmal Steuererlaß für die Betroffenen, denen der Stadtrat auch "Bettelbriefe" ausstellte, und in den Nachbarstädten sowohl wie in Dresden wurden durch die Landesherrn angeordneten Geldsammlungen beträchtliche Beihilfen aufgebracht.

Freilich war die Stadt Borna durch den verheerenden Brand noch mehr in Schulden geraten, daß sie gezwungen ward, ihre Rittergüter in Witznitz und Gestewitz zu verkaufen, um zu Gelde zu kommen. Heute ist der Stadtteil zwischen Markt, Bahnhofstraße, Mühlgasse und Brauhausstraße samt dem Rathause mit festem Mauerwerk und harter Bedachung längst wieder aufgebaut. Immer noch heißt er im Volksmunde „der Hasenwinkel“, wiewohl er nicht im geringsten mehr zeigt, daß er vor 250 Jahren aus Schutt und Brand neu erstanden ist. Nur der von gedrehten Porphyssäulen begrenzte Torbogen am Rathause mit der Jahreszahl 1668 ist letzter stummer Zeuge des großen Brandes.

Der Brand von Meusdorf bei Kohren 1827

Selten ist ein Ort so von Bränden heimgesucht worden wie das Dorf Meusdorf. Dieser alte, durch deutsche Ansiedler im 11. und 12. Jahrhundert angelegte Ort verlor schon am 4. Mai 1743 zwei Güter durch eine Feuersbrunst. Trotz größter Vorsicht gingen am 2. August 1767 wieder vier Güter in Flammen auf. Der größte Schreckenstag war aber der 5. Juli 1827. An diesem Tage brannte mit Ausnahme von drei Häusern, die an der Westseite des Dorfes lagen und bereits harte Bedachung aufwiesen, sämtliche elf Bauerngüter mit ihren Nebengebäuden nieder. Hundert Einwohner, aller ihrer Habe im Nu beraubt, waren arm und obdachlos geworden. Man sagt sich, wie das Feuer so schnell um sich greifen konnte. Der Gründe hierfür gibt es mehrere. Frühling und Sommer dieses Unglücksjahres waren sehr trocken und heiß gewesen, nur wenig Regen hatte die lechzende Erde erquickt. So kam es, daß die Gebäude, deren Grundmauern nur aus Bruchstein gewesen waren, sonst aber nur aus Holz, Stroh und Lehm bestanden, und besonders die Strohdächer gänzlich ausgetrocknet waren. Dazu standen die Güter so nahe beieinander, daß sich die Dächer fast berührten. Vor und hinter den Häusern waren Holzfeimen für den Winter aufgestapelt; Reisigbündel und Scheitholz hatte man an den Lehmwänden aufgeschichtet, die die Feuersgefahr bedeutend erhöhten.

Ein Sprichwort sagt: Ein Unglück kommt selten allein. Hier traf es zu. Die Einwohner bis auf wenige alte Frauen waren nicht daheim. Teils waren sie auf dem Peniger Wochenmarkt, um ihre landwirtschaftlichen Erzeugnisse zu verkaufen, teils auf dem Rittergute Sahlis, um ihren Frondiensten nachzukommen, teils auf dem Felde, um dort nötige Arbeiten zu verrichten oder das im Freien weidende Vieh zu betreuen. Daher waren nur wenige rettende Hände zur Stelle, als der Angstruf „Feuer!“ durch die Mittagsstille gellte. In Kürze brannte das ganze Dorf über und über. Leichter Westwind blies darein und förderte die Arbeit der gierigen Flamme. Wehrlos mußten die herbeigeeilten Bauern zusehen, wie ihre Anwesen dem gefräßigen Elemente zum Opfer fielen. Hilflos standen sie vor dem gewaltigen Feuermeer, aus dem sie nichts zu retten vermochten. Jammernde Frauen, weinende Kinder, prasselnde Flammen und stürzendes Gebälk, wohin das Auge sah! Niemand konnte an die brennenden Gebäude heran, denn die Glut war zu groß. Erzählt man doch heute noch, daß die furchtbare Hitze die Jahnshain auf der Bleiche liegende Leinwand versengt habe und die brennenden Seilknoten durch die Glut bis auf den Rochlitzer Berg getrieben worden seien.

Mit welcher Schnelligkeit der Brand um sich gegriffen haben muß, kann man daraus ersehen, daß man heute noch nicht weiß, wo das Feuer entstanden ist. auch

in der Umgebung hatte man nichts vom Feuer gemerkt. Denn als eine Frau auf ihrem Wege von Meusdorf nach Kohren den Ritter Heinrich von Meusdorf bei der Heuernte auf dem Rittergute Sahlis antraf, wußte dieser noch nichts von dem großen Unglück, das ihn und sein Dorf getroffen hatte. Bei dieser Trauerbotschaft ist ihm „der Schreck so in die Beine gefahren, daß er nicht wußte, wie er heimkommen sollte“. Er kam auch zu spät. Leergebrannt war die Stätte!

Von diesem Brande kann man auch nicht sagen, wer ihn angelegt hat, ob fahrlässige oder verbrecherische Absicht vorliegt. Bei der sofort vorgenommenen Untersuchung hat ein altes Mütterlein ausgesagt, es habe Speck ausgebraten, und da sei ihm das Feuer in die Pfanne geschlagen. Der angebrannte Speck sei vielleicht durch die weite Esse auf die Dächer getrieben worden. Sie könne es aber nicht behaupten. Das wäre vielleicht nicht unmöglich, aber wer will es beweisen? Noch am Abend desselben Tages ging das Mütterlein freiwillig in den Tod. In einem unbewachten Augenblick lief es in den Hof ihres in Asche liegenden Gutes, schob die schweren Decksteine aus Rochlitzer Porphyr, mit denen der Hofbrunnen bedeckt war, zur Seite, stürzte sich in der Verzweiflung in die Tiefe und fand hier den gewünschten Tod und Erlösung von einem gequälten Gewissen.

Mit Hilfe christlich gesinnter Menschen war das Dorf bald wieder aufgebaut. Zur Erinnerung an das große Unglück ließ der Richter Heinrich über der Toreinfahrt seines Gutes einen Stein mit folgender Inschrift einmauern:

*Am fünften Julius in dem vergangen Jahr,
Das für uns hier im Dorf sehr traurig war,
Da mußte man dies Dorf in Flammen stehen
Und auch in kurzer Zeit in Asche liegen sehen,
Gott hat uns heimgesucht, doch wer ihm nun vertraut,
Hat auch durch seine Hilf bald wieder aufgebaut.
O laßt, die ihr es wißt, Bewohner groß und klein,
Den fünften Julius uns unvergeßlich sein!*

Feuersbrünste in Pegau

Pegau ist im Laufe der Jahrhunderte von vielen Schicksalsschlägen schwerster Art heimgesucht worden, neben Krieg und Seuchen auch von verheerenden Feuersbrünsten.

Schon 1205 wurde die noch kleine Stadt durch Dietrich, Grafen zu Sonnersburg und Groitzsch, ein Raub der Flammen. Über einen Klosterbrand berichtet die Chronik unter Abt Heinrich I. (1150–68). Nur das Schlafhaus blieb unversehrt. 1295 wurde Pegau von „dem kaiserlichen Grafen von Nassau¹ gänzlich ruiniert“ und den Erdboden gleichgemacht. Schlimm kamen Stadt und Kloster 1307 weg. Nach siebenwöchiger Belagerung durch Markgrafen Dietzmann von Meißen wurden die Mauern gestürmt und die Stadt in Brand gesteckt. Vor allem ließen die Feinde ihre Wut am Kloster aus, das rein ausgeplündert wurde. „Das Heiligtum² schütteten die Wüteriche aus, den Leichnam des Herren nahmen sie mit ihren befleckten Händen und legten ihn an ungeweihte Orte. Den jungen Mönchen wurden die Kleider ausgezogen, und sie liefen in der Irre umher.“ Nach einem alten Pergament, das von einem Mönch in lateinischer Sprache beschrieben ist, brach auch 1382 Feuer aus. Es heißt da: „Den zweiten Pfingstfeiertag³ 1382 war ein so erschrecklicher Brand hier in Pegau, daß viele Leute auf den Gassen verbrannten. Die Marienkirche, die Ottenskirche und St. Laurentiuskirche nebst den Klostergebäuden gingen im Rauch und Feuerflammen auf, auch wurde die ganze Stadt verwüstet.“ Dieses gewaltige Feuer soll bei einem starken Westwinde in einem Wirtschaftsgebäude des Klosters entstanden sein. Tage der Hitze und Trockenheit waren vorangegangen. Der Chronist erzählt, daß die Gewalt des Sturmes so groß gewesen sei, daß das Feuer sogar „die Elster übersprang“ und die Vorstadt vernichtete. Über 100 Menschen beiderlei Geschlechts verbrannten, die einen in ihren Kammern, andere auf dem Markte, und viele sollen nachträglich an Brandwunden gestorben sein. „Das Feuer fraß so gierig, daß niemand etwas von seinem Eigentum retten konnte und die Menschen kaum selber, von allem entblößt, entkamen! Hätten die Bürger gezaudert, so wäre nicht der sechste Teil entronnen! Alle, die entwichen, wären noch auf den Straßen, auf dem Markte und in den Häusern verbrannt, wenn sie nicht durch die Tore aus der Stadt hinausgeflohen wären!“

¹ Kaiser Adolf (von Nassau) 1222-98.

² Die Reliquien.

³ 26. Mai.

Dem Unglückstage von 1382 stehen nach einem Berichte in der „Pegauschen Chronika“ von Organist Köhler ein Brand vom Jahre 1670 an Größe und Schrecklichkeit nicht nach. Es heißt da: „1670, den 21. May, frühmorgens 3/4 auf 7 Uhr, als den Pfingst Heiligen Abend, ist zwischen Jeremias Seydeln, dem Lohgerber, und Friedrich Welten, dem Bötticher, Feuer auskommen, und 111 Häuser, 11 Scheunen, der Frau Bergmannin Brau- und Malzhauß nebst dem neu erbauten Rathaus und Turm und vielen Ställen abgebrannt, auch ist Martin Schleißig, Bürger und Kramer allhier, in seinem eigenen Wohnhause mit verbrannt, und am anderen Pfingst Feyertage nachmittags begraben worden.“ Der Brand soll bei heftigem Sturme in dem Auerbachschen Hause⁴ an der Nordseite des Kirchplatzes ausgebrochen sein. 116 Häuser - 40 in der Vorstadt und 76 in der Unterstadt -, 11 Scheunen und Ställe, das Rathausdach und der Turm sollen eingäschert worden sein.

Man war lange über die Entstehung des Feuers im unklaren. Da soll 1728 im Wiederau eine Frau auf dem Totenbette gestanden haben, am Brande von 1670 schuld zu sein. Sie habe sich an diesem Tage ein Kränzchen das nach Sitte der Zeit zum Besuche des Feiertaggottesdienstes getragen wurde, für das Fest holen wollen. Doch die Kranzmacherin sei mit ihrer Arbeit noch nicht fertig und eben darüber gewesen sich im Ofen Speckbrötchen zu bereiten. Das Mädchen habe sich erboten, um schneller zu ihrem Kranze zu kommen, die Bereitung der Brötchen zu übernehmen. Sie habe dabei zu starkes Feuer gemacht, der Speck sei brennend zur Esse hinausgeflogen und habe die Stadt angezündet.

In beiden Chroniken wird auch oft von weniger umfänglichen Bränden berichtet; doch in den Jahren 1382 und 1670 sind die Feuersbrünste am schrecklichsten gewesen.

⁴ Jetzt Schillerschlößchen.

Eine Hungersnot in Geithain (1771/72)

Das Jahr 1771 war bereits zu einem Drittel vergangen und doch herrschte der Winter noch in voller Strenge. Der alte Schäfer Hahn öffnete einen Fensterspalt seiner Wohnstube im Hirtenhause zu Geithain und streute den Vögeln spärliche Krümchen hinaus auf den Sims.

„Die arme Kreatur müßte umkommen, wenn sich der Mensch ihrer nicht erbarmte“, sagte er, als ob er sich entschuldigen wollte, zu seiner Frau, indem er das Fenster schloß, „schau nur, wie es draußen stürmt und schneit! Nicht vor die Tür möchte man gehen, ohne den warmen Schafspelz anzuziehen. Das vorige Jahr brachte wohl auch späten Schneefall, aber so kalt wie heuer war es nicht. Und dabei hatten wir schon Mai! Muß die Sonne ihre Kraft verloren haben!“

„Immer hast du deine Herde zur Walpurgis austreiben können“, erwiderte die Frau, die sich am Ofen zu schaffen machte; „diesmal aber wirst du noch lange warten müssen! Der Erdboden ist noch gefroren, kein Hälmlchen kann wachsen, keine Blume blüht; im Garten gucken die Schneeglöckchen nur erst schüchtern hervor, und die Märzveilchen schlafen noch!“

„Die Bauern klagen wegen der erfrorenen Wintersaat, und sie haben reichlich Grund dazu. Schon im letzten Jahre kamen sie um den Lohn ihrer Mühe und Plage, da sie wegen der großen Nässe kaum soviel ernteten, wie sie ausgesät hatten; und diesmal scheint's noch übler zu werden. Die Getreidepreise werden immer mehr klettern, und das liebe Brot wird kaum noch zu erschwingen sein! Es ist ein Jammer!“

„Unser Gevatter Andrä hat seine Acker gar nicht bestellt und mancher andere Bauer auch nicht! Sie sagen, der teure Same aus dem Thüringischen sei nicht zu bezahlen. Jetzt kehren sie alle Winkel und Ecken des Schüttbodens zusammen, um nur einige Körner für die Sommersaat zu finden!“

„Wenn sie nur erst hinaus könnten! Frau, ich Sorge, wir gehen wieder einmal einer bösen Zeit entgegen!“ Vorderhand freilich schien der Schäfer nicht recht zu behalten! denn Mitte Mai, als die Eisheiligen vorüber waren, schlug das Wetter um, linde Düfte wehten, und ein warmer Regen tilgte schnell die Spuren des Winters. Darauf schien die Sonne in alter Macht und verscheuchte die nagende Sorge aus den Herzen der Menschen. Die Vögelein sangen fröhlich, die Blumen erwachten, und die Obstbäume begannen, über und über zu blühen. Da beeilten sich die Landleute, die Felder für die Sommersaat zu bereiten, und der Schäfer Hahn zog mit seiner Herde wohlgenut ins Freie.

Doch dauerte die Freude nur kurze Wochen. Der Juni war noch nicht ganz verstrichen, als sich die Sonne hinter Wolken versteckte und regnerische Witterung einsetzte, die den ganzen Sommer hindurch anhielt. Es blieb kühl unter dem Himmel, Menschen und Tiere froren sogar in den Hundstagen. Das naßkalte Wetter ließ das Getreide nicht reifen, das sich umlegte und auf dem Halme verfaulte. Hilflos standen die Geithainer Bürger dem Unglück gegenüber. Auf's neue wuchs die Besorgnis in ihren Herzen; größer und größer wurde die Angst, und als die Erntezeit kam und nicht eine einzige Garbe eingefahren werden konnte, war die Hoffnungslosigkeit über alle Maßen groß. Keine Getreide, kein Brot!

In der Ferne zeigte sich das Gespenst des Hungers. Vom Vorjahre her war keine Brotfrucht übriggeblieben; auf Einfuhr aus anderen Ländern war kaum zu rechnen; denn die Mißernte hatte nicht nur Geithain und Umgebung, sondern ganz Deutschland betroffen. Selbst wenn außerhalb Sachsens Getreide zu kaufen gewesen wäre, so hätte es doch schwer herangebracht werden können, da hohe Zollschranken die Länder scharf voneinander trennten, schnelle Beförderungsmittel, wie die Eisenbahn fehlten und die Straßen in schlechtestem Zustande waren. Auch die Kartoffeln konnten die Not nicht lindern, da deren Anbau im Lande noch wenig fortgeschritten war. Es mußte sich jeder Hausvater zu helfen suchen, wie er vermochte. Dem drohenden Mangel mußte auf jeden Fall begegnet, für das tägliche Brot Ersatz geschafft werden.

„Sehen wir zu, wie wir das Elend der Zeit mildern können!“ sprach der Schäfer; „verläßt uns das Feld, so müssen Garten und Wald helfen, uns so lange wie möglich über Wasser zu halten! Jetzt heißt es, die fünf Sinne zusammenzunehmen!“

Im Walde suchte er vergeblich: Aus Mangel an Wärme hatten weder Pilze noch Beeren wachsen können, und von den sauren Holzäpfeln wollte er nichts wissen. Im Garten aber fand er Bohnen und Erbsen, Kohl und Zwiebeln, Möhren und Rettiche, die in der Feuchtigkeit wohl geblieben waren, und die Obstbäume hingen voller Äpfel und Birnen. Auf den Wiesen, soweit sie nicht abgeweidet waren, wußte der Hirt weiße eßbare Schwämme stehen.

Auch auf andere Weise wollten sich die Bürger helfen. Die geringen Mehlvorräte, die hier und da in den Haushaltungen übriggeblieben waren, streckte man durch Erbsen- und Bohnenmehl, durch Kleie und gemahlene Baumrinde; im übrigen mußte man zur Fisch- und Fleischkost greifen. Zum Glück gab es reichlich Wild, Hase und Wildschwein, Reh und Hirsch und mancherlei Vögel bevölkerten den Wald. Zwar sollte der Bürger die Jagd nicht ausüben, aber er kehrte sich nicht daran, Hunger tut weh. Wer eine Flinte besaß, schlich sich hinaus in der Hoffnung, ein Ziel für seine Kugel zu erspähen, und wer keine hatte, legte an heimlichen Orten Schlingen und Fallen. Der Pfarrwald bot Raum genug dazu, und auch der Ottenhain und das Königsfelder Holz wurden heimgesucht. Die Fischerei kam auch nicht zu kurz, solange Bäche und Teiche eisfrei blieben.

Natürlich beeinträchtigte die Mißernte auch die Viehhaltung. Für Rinder, Schafe, Ziegen und Schweine, Gänse, Enten und Hühner reichte das Futter nicht mehr zu; sie fielen zum großen Teile dem Schlachtmesser zum Opfer, und eine Zeitlang war das Fleisch billig zu haben. Mit Tränen in den Augen sah der Bauer zu, wie sich seine Ställe immer mehr leerten. Als diese Vorräte zu Ende waren, sahen die Bürger nach anderen Fleisch aus. Wer zählt die Scharen der Hunde und Katzen, der Igel und Maulwürfe, die als Nahrung dienen mußten! Und waren Ekel und Abscheu vor solcher Kost noch so groß; im Hunger schlang man alles hinunter! Glücklicher der, dem es gelang, Sperlinge, Goldammern, Raben oder andere Wintervögel zu erbeuten! Groß war die Zahl derer, die aus der Hand in den Mund lebten. Es blieb daher nicht verwunderlich, daß die Bettelei überhandnahm. In der Stadt zogen sie von Haus zu Haus, anfangs nur Kinder, bald auch Erwachsene, und dann gingen sie hinaus in die Dörfer, manchmal weit weg, und flehten um Barmherzigkeit um Gottes willen. Viel Gutes wurde getan, manche Träne gestillt, oftmals Not gelindert; doch auf die Dauer blieben Wohltaten nur Tropfen auf einen heißen Stein. Je mehr der Winter vorschritt, desto mehr wühlte der Hunger in den Eingeweiden, desto mehr wuchs der Jammer. Doch ist im Jahre 1771 in Geithain noch niemand daran zu Grunde gegangen. Das Kirchenbuch berichtet:

„Und so das jammervolle Jahr beschlossen worden, da Nahrungs großer Mangel, unerhörte Teuerung, da der Scheffel Korn 9-10 Taler, auch etliche Groschen darüber, die Gerste 6-7 Taler, der Hafer 3 Taler und auch wohl noch 12 Groschen gegolten, allhier zu Geithain durchgängig Mißwachs gewesen, das Pfund Brot auf 1 Groschen 6 Pfennige gekommen und die meisten Einwohner allhier in äußerste Armut geraten, dennoch durch Gottes Barmherzigkeit und Gnade versorget, da gleichwohl noch niemand Hungers gestorben. Der Herr wende seine Gnade wieder zu uns und erweise sich im künftigen Jahre als der Liebhaber des Lebens, lasse sein Gnadenantlitz über uns leuchten, daß wir genesen und uns seines Segens erfreuen und nun unser täglich Brot nicht mit ängstlichen Sorgen, sondern mit gutem Mute und freudiger Danksagung von seiner Segenshand annehmen mögen. Er sei uns gnädig und zeige uns seine Barmherzigkeit, daß wir geistlich und leiblich, zeitlich und ewig satt werden!“

Im Jahre 1772 forderte der Hungertod in Geithain die ersten Opfer. Die entkräfteten Menschen wurden stiller und stiller, suchten ihr Lager auf und schlummerten schmerzlos hinüber in ein besseres Leben; am Morgen lagen sie tot in ihren Betten. Das Geithainer Totenregister besagt vom Januar 1772:

„Und so ist dieser Monat bei noch steigender Teuerung und anhaltendem Jammer durch Gottes Gnadenvorsorge beschlossen worden, und hat mancher den Schluß seines Elendes und erduldeten Hungersnot im seligen Tode, ohne langanhaltende Krankheit, bald gemacht. Gott erbarme sich in Gnaden unser aller, die wir nach seiner Hilfe schmachten und seufzen, durch Jesus Christus, Amen!“

Die Zeit eilte weiter, die Not aber blieb; der Mangel nahm von Tag zu Tag zu, und vom Februar und März ab mehrten sich die Sterbefälle in der Stadt. Manche Bürger

und Bürgerskinder endeten ihr Leben, von Schwäche übermannt, auf Bettelgängen. Baccalaureus Luschky, Lehrer an der hiesigen Lateinschule¹, schreibt darüber:

„Am 12. März 1772 ist Meister Johann Gottlieb Sittner, Bürger und Schuhmacher allhier, beerdigt worden, welcher seinen Freunde besuchen und bei jetziger Hungersnot eine Gabe haben wollen, in Obergräfenhain von großer Mattigkeit als ein schon halb Verhungertes aber überwältigt, bei Rochsburg daselbst einkehren und am 10. abends seinen Geist aufgeben müssen; nachdem der erstarrte Leichnam von Obergräfenhain auf Anstalt seiner verlassenen Witwe abgeholt und ohne präventierte² Auslösung verabfolgt worden.“

„Am 15. März ist Frau Anna Marie, Meister Johann Gottlieb Hoppens, Bürgers und Schuhmachers allhier Ehefrau, welche bei gegenwärtiger Nahrungs- und Hungersnot gute Herzen ums Brot bitten müssen, nachdem sie am 10. dieses bei hiesiger Schilfmühle kraftlos liegen geblieben und halb tot hereingebracht worden, auch am 11. dieses gestorben, mit Segen begraben worden.“

„Am 27. März ist Johann Gottlieb Schulze juv.³, Meister Gottfried Schulzens, gewesenen Bürgers, Zeug- und Leinwebers hinterlassener ehelicher ältester Sohn allhier, der bei jetziger großen Nahrungs- und Hungersnot seine Notdurft mit Betteln gesucht, vor Hunger an der Brücke nach Oberfrankenhain zu umgefallen, von den Rochlitzer Amts- und Altdorfer Gerichten tot gefunden und angeregten Tages abends durch die Altdorfer Nachbarn auf hiesigen Gottesacker in der Stille beerdigt worden.“

„Am 11. April ist Meister Christian Friedrich Kreising, gewesener alter Bürger und Schneider allhier, der bei jetziger nahrlosen und unerhörten teuren Zeit seinen Unterhalt mit dem Bettelsack suchen müssen, auf dem Wege bei Syhra ermattet, von den Einwohnern allda halb tot am 8. dieses hereingebracht worden und an demselben Tage noch gestorben, mit dem Segen begraben worden.“

„Am 25. Mai ist Meister Johann Christoph Lehmanns, Bürgers, Zeug- und Leinwebers allhier am 2. März 1761 geborener Sohn Friedrich August, der bei anhaltender exzessiver⁴ Teuerung und gänzlichem Nahrungsmangel mit seinen Eltern schmachten und Hunger leiden müssen, mit dem Segen begraben worden.“

„An demselben Tage ist Frau Maria Elisabeth, weiland Meister Samuel Hoppens nachgelassene Witwe, Bürger und Schuhmachers allhier, welche ebenfalls vom Hunger verzehrt worden, da die Umstände am hiesigen Orte immer elender werden, daß fast niemand dem anderen helfen kann, mit dem Segen auf Gottes Acker begraben worden.“

¹ 1795 in die Bürgerschule umgewandelt.

² geforderte.

³ juvenis = ein (unsträflicher) Jüngling.

⁴ alles Maß überschreitender.

Für Ende Juni 1772 steht im Kirchenbuche zu lesen: „So sind mit dem Halbjahrsschluß und bei noch anhaltender unerhörter Teuerung, da am 25. dieses der Scheffel Korn in Penig 23 Taler, in Altenburg 21 Taler und Leisnig 19 Taler 8 Groschen gegoten, alle Arten des Gewerbes und der Hantierung nebst dem Commercio⁵ total gehemmt worden sind, der Fabrikant, Spinner und Tagelöhner nichts zu verdienen weiß oder die wenigsten kaum die halbe Sättigung zu verdienen Gelegenheit finden, 99 Personen der Zeitlichkeit und der meisten durch Hunger daraus entrissen worden. Gott erhöre doch gnädigst unsere noch im Jammer lebenden Seufzer und Wehklagen! Er wende seine harten Plagen nach seiner großen Barmherzigkeit von uns! Er segne uns nun wieder, nachdem er uns lange hart verflucht hat! Wir hoffen auf seine große Güte, die alle Morgen neu und auf seine immerwährende Gnade, die unser Leben ist, daß er sich auch unser wieder erbarmen und uns lebendig machen, auch seinen Segen im Leiblichen wieder angedeihen lassen wolle! Und solchen Hoffungsgrund legte er bei uns dadurch, dass er bei dem größten Jammer auch Werkzeuge seiner Liebe erweckte, die als Gottes- und Menschenfreunde sich der Armen erbarmet und ihre Wohltaten auch uns allhier genießen lassen, so dies durch rühmlichste Veranstaltung des Herrn Grafen von Einsiedel⁶ auf Wolkenburg und zugesandtes reichliches Almosen von auswärtigen und unbekanntem Wohltätern, 145 arme Kinder täglich und zwar mit Brot und Zugemüse, abends aber mit Suppe und Brot notdürftig beköstigt werden, welche Wohltat seit dem Monat Mai gedauert, und find die Knaben in Meister Siegfried Hofmanns, Bürgers und Fleischbauers Stube, die Mädchen aber bei der verwitweten Wolfin an der Marktecke einlogiert gewesen. So mögen wir bei diesem Liebesbeweis, den der höchste denen wohlthätigen Herzen in der Zeit und Ewigkeit vergelten wolle, doch denken: Vox amici, vox dei⁷. Auch ist den alten Armen wöchentlich Almosen gereicht worden und eine wöchentliche freie Kollekte ostiatim⁸ dazu mit gesammelt worden.“

Die Landeregierung tat dreierlei zur Linderung der Not: Sie verbot die Verwendung des Brotgetreides zur Branntweingewinnung, verteilte Geld an arme Gemeinden und kaufte ausländisches Getreide, das sie zu Schiff von Hamburg elbaufwärts nach Torgau oder Dresden schaffen ließ und für billigen Preis an die hungernden Bewohner des Landes abgab. Geithain hat, worüber sich Luschky beklagt, nichts davon erhalten, und wie aus den Ratsrechnungen hervorgeht, ist auch aus dem Stadtsäckel nichts für die Darbenden abgefallen. Die öffentlichen Kassen blieben ja auch fast leer, da die Steuern nicht entrichtet wurden. Der Stadtkämmerer klagt, daß die Gefälle "aller angewandten Mühe ohngeachtet bei

⁵ Handel.

⁶ Sein Vetter Heinrich Hildebrand von Einsiedel wohnte hier.

⁷ Freundes Stimme ist Gottes Stimme.

⁸ von Haus zu Haus.

diesen höchst armseligen und nahrlosen Zeiten und der darzugekommenen Teuerung nicht eingetrieben werden können, da die Bürger meistens ihrer Profession nach Zeug- und Leineweber sein, welche fast gänzlich außer Stande gesetzt, etwas zu kontribuieren". Die Steuerreste betragen am Schlusse des Rechnungsjahres 1772 die für die Kleinstadt beträchtliche Summe von 2860 Talern.

Trotz aller Not kam fast kein Vergehen gegen fremdes Eigentum vor, von der Wilddieberei abgesehen. Das Stadtgericht brauchte sich in dieser ganzen Zeit des Elendes nur ein einziges Mal mit einem Verstoß gegen die Ehrlichkeit zu beschäftigen: Juliana Schuhmannin wurde 1772 wegen „unternommenen Erdbirnendiebstahls“ zu einer Strafe von 1 Taler 6 Groschen verurteilt. Zum Entsetzen Geithains schien auch die Ernte des Jahres 1772 ungünstig auszufallen. Infolge des vielen Regenwetters drohte wiederum fast alles Brotgetreide zu verfaulen. Doch hielt sich der Schaden noch in erträglichen Grenzen, es konnten auch Kartoffeln, Korn und Reis herangeschafft werden. Der Getreidepreis hielt sich aber oben, was um so bedauerlicher war, als Weber und Schuhmacher, die schon seit Jahren wenig Beschäftigung fanden, noch immer ohne Arbeit blieben. So konnte es die Hilfe auswärtiger Menschenfreunde leider nicht verhindern, daß auch in der zweiten Hälfte des Jahres 1772 viele Geithainer vom Hungertode dahingerafft wurden, unter ihnen auch der alte Schäfer Hahn. Am 12. August trugen sie den braven Mann hinaus, den alle seine Umsicht nicht hatte retten können. Am Jahresschlusse waren 183 Personen, 134 Erwachsene und 49 Kinder, wenn auch nicht alle aus Mangel und Entbehrung, unter der Sichel des Schnitters Tod gefallen, während die Zahl der Toten 1768 nur 77, 1769 nur 73, 1770 nur 66 und 1771 nur 82 betrug. Die geschwächten Körper der Hungernden vermochten keine Krankheit zu widerstehen, ihr Leben verlöschte wie ein Licht. Unzählige Tränen sind in diesem Jahre in Geithain geweint worden.

Im Jahre 1773 endlich belohnte der Acker alle Pflege reichlich: Eine ergiebige Ernte erfreute die gebeugten Herzen. Der Preis für einen Scheffel Korn sank auf 3 Taler 12 Groschen und ging im nächsten Jahre mit 1 Taler 6 Groschen bis 1 Taler 12 Groschen auf seinen früheren Stand zurück. 1773 sind in Geithain nur 69 Personen gestorben, weniger als in den Jahren vor der Hungersnot.

Die große Trübsal weckte in den Bürgern Geithains, die fast alle ein wenig Feld, eigenes oder erpachtetes, bewirtschafteten, die Erkenntnis vom Werte der Kartoffeln, die im Volksmunde Erdbirnen⁹ hießen und in der teuren Zeit nicht nach Gewicht, sondern nach dem Stück verkauft wurden, soweit sie überhaupt zu haben waren. Jetzt trat deutlich zu Tage, wie sehr die Kartoffel geeignet war, die Stelle der Brotfrucht zu vertreten. Wenn künftige Jahre etwa wieder Mißwachs brächten, wollte man nicht abermals fast hilflos zusehen. Von nun an eroberte sich das fremde Gewächs in kurzer Zeit einen großen Teil der Ackergründe in der hiesigen Gegend.

⁹ Arpern, Apern oder Abern noch heute im Volksmunde.

„Was die Not nicht alles fertig bringt!“ sagte Baccalareus Luschky später im „Goldenen Löwen“; „mancher hat über die Knollen gespottet, und wie froh wären alle gewesen, wenn sie bei dem Jammer nur wenige Zentner im Keller liegen gehabt hätten! Not lehrt wohl beten mach aber auch erfinderisch!“ Die Hungersnot hat auch den Ausschlag gegeben, daß in unmittelbarer Nähe Geithains, an seiner nördlichen Flurgrenze, ein neues Dorf entstand: Mark Ottenhain, und das ging so zu:

Auf dem Neumarkte wohnte zur Zeit der Teuerung Peter Friedemann, ein Meister des ehrbaren Schneiderahndwerkes. Die ganze Stadt kannte ihn als einen Mann mit offenen Sinnen und geschickten Händen, dem es nie an Arbeit fehlte. Da er in seiner Gesellenzeit als Handwerksbursche ein gutes Stück in deutschen Landen herumgekommen war, hatte er seinen geistigen Blick beträchtlich erweitert. Von seinem Wahlspruch: "Ein braver Bursch darf kein Muff sein!" hieß er bald allgemein der „Muff“, was er ohne Widerspruch hinnahm, obwohl er weder mürrisch noch wortkarg war. Zum „Muff“ gingen die Bürger, wenn sie einen Rock für besondere Gelegenheiten fertigen lassen wollten; beim „Muff“ ließen sie arbeiten, sagten sie, wenn jemand den guten Sitz ihrer Kleidung lobte.

So manches Jahr nie rastenden Fleißes hatte es dem Meister ermöglicht, sich 1765 ein Grundstück, drei Ruten groß, in der Mark Ottenhain zu erwerben, die seit den Kämpfen des Kaisers Adolf mit den Wettinern wüste lag und als herrenloses Gut dem Staate anheimgefallen war. Der Kauf wurde in das Gerichts- und Handelsbuch des Amtes Colditz, wohin die wüste Mark gehörte, eingetragen.

Schon lange hatte Peter Friedemann auch gewünscht, seine enge Mietswohnung verlassen und sich ansässig machen zu können. Im Freien wollte er wohnen, ins Grüne schauen können; Erdbirnen wollte er bauen und die Knollenfrucht wachsen sehen, und viel kosten sollte der Grund und Boden für ein Häuschen auch nicht, und der Heimat sollte es möglichst nahe liegen, schon wegen der lieben Kundschaft. Es waren der Wünsche nicht wenige, die der Erfüllung harreten.

Nach langen Jahren des Sparens kam aber die Hungersnot und verzehrte einen Teil der ängstlich zusammengehaltenen schönen Taler; als jedoch die teuren Zeiten überwunden und abermals mehrere Jahre des Geizens vergangen waren, sich auch nirgends ein passender Bauplatz finden wollte, so entschloß sich der Meister 1781 endlich, sein Haus auf dem eigenen Feldgrundstück in der Mark Ottenhain zu errichten. Bevor er aber den Bau des langersehnten Heimwesens beginnen ließ, regelte er als kluger Mann noch einige wichtige Dinge; denn er wollte wohl in der Einsamkeit, nicht aber außerhalb aller Gemeinschaft wohnen, was schon sein Gewerbe nicht erlaubt hätte. Er wollte Antwort haben auf die Fragen: Wo sollen Kinder und Enkel zur Schule gehen, wo die Nachkommen getauft, getraut, wo begraben werden? Also verständigte er sich mit Rat und Geistlichkeit seiner Vaterstadt und ging befriedigt heim: Die Bewohner Mark Ottenhain sollten gegen besondere Gebühren in Geithain eingeschult und eingepfarrt werden, und das Amt Colditz, das sich die Steuern vorbehielt, genehmigte das Abkommen, und so war denn alles aufs beste geregelt.

Nach kurzer Zeit stand das erste Haus in Mark Ottenhain fertig da, und der Schneider zog mit seiner Familie voller Freude hinaus ins neue Heim. Er fühlte sich draußen im Freien wohl, trieb sein Handwerk nach wie vor und legte in jedem Frühjahr fleißig Erdbirnen, um in neuen Notzeiten gerüstet zu sein. Wollte ja einmal das Gefühl der Verlassenheit in ihm oder seinen Familienmitgliedern aufkommen, so schauten sie südwärts und gewannen im Anblick der Türme der Heimat frischen Mut. Beglückte aber lieber Besuch das Haus, so wurde er heiter mit dem Gruß empfangen: „Willkommen beim Muff!“ Dieser Name ist dem Orte im Volksmunde bis heute geblieben.

Es währte nicht lange, so fand das Beispiel des Meisters Nachahmung; schon nach zwei Jahren erhielt in dem Tagelöhner Johann Gottlieb Liebing, der dann sein Schwiegersohn wurde, den ersten Nachbar.

Am 12. August 1792, genau zwanzig Jahre nach dem Heimgange des Schäfers, trat der erste Todesfall in der jungen Siedlung ein, es starb das 6 Wochen alte Söhnchen Liebings. Schon am 14. Oktober desselben Jahres folgte ihm der Gründer des Ortes im Alter von 67 Jahren 2 Monaten nach. Im Geithainer Totenregister steht geschrieben: „1792, den 17. Oktober, ist Meister Peter Friedemann, Schneider und Häusler auf dem von ihm angefangenen neu erbauten Mark Ottenhain, mit Leichenpredigt und Abdankung begraben worden. Die Einwohner auf der Mark Ottenhain werden in Ansehung der geistlichen Gebühren und Gefälle wie das eingepfarrte Altdorf angesehen und müssen ihre Leichen bringen bis an die Postsäule vor dem oberen Tore, welches auch mit ihrer eigenen Bewilligung in beiden vorherigen Fällen geschehen.“

Allmählich, wenn auch sehr langsam, wuchs der Ort durch neue Zuzügler, die sich mehr und mehr der Landwirtschaft zuwandten und so aus Häuslern und Tagelöhnern Bauern wurden. Zu den Wohnhäusern gesellten sich Ställe und Scheuern, und wer heute die Colditzer Straße hinauswandert, erblickt links des Weges fünf und rechts zwei ansehnliche Gehöfte. Im Hause Friedemanns¹⁰ war eine Schankstätte, die Birnbaumschenke, aufgetan worden, der sich später weiter unten¹¹ die Pappelschenke anschloß, bis im Jahre 1848 Johann Friedrich Reißky vom Amte Colditz die Gasthofsgerechtigkeit erwarb, die der Familie bis heute zusteht. Als 1852 das sächsische Gerichtswesen anderweit geregelt wurde, kam Mark Ottenhain, als zu Geithain gehörig, unter die Gerichtsbarkeit des neu errichteten Amtsgerichtes. Im Jahre 1931 kann der „Muff“ das Fest seines einhundertfünfzigjährigen Bestehens feiern.

¹⁰ heute Gutsbesitzer Berger.

¹¹ Bei Gutsbesitzer Müller.

Die Pest in Geithain 1380

Während der Getreideernte des Jahres 1380, an einem Sonntage kurz nach Laurentius¹, kamen Gaukler an das Niedertor zu Geithain, erlegten den Torzoll und fanden Einlaß in die Stadt. Mit Erlaubnis des Bürgermeisters errichteten sie an der Morgenseite des Rathauses aus Fässern und Brettern, die sie beim Ratsweinschenken entlehnten, eine einfache Bühne und führten den zahlreichen Zuschauern alsbald ihre Künste vor. Jung und alt erfreute sich an dem zutraulichen Wesen weißer Mäuse, lachte erheitert über die närrischen Späße eines Affen und eines Pudels und war starr vor Erstaunen über tanzende Ratten, die sich in einem großen Käfige nach der lustigen Weise einer Schalmei auf ihren langen Hinterbeinen gewandt drehten. Dergleichen Kunststücke waren in Geithain nie gesehen worden, und die Bürger griffen willig in den Beutel und zahlten reichlich.

Kaum hatte das fahrende Volk jedoch die Stadt verlassen, als sich eine merkwürdige Erscheinung zeigte: Die Ratten, die in Kellern und Ställen, in Schuppen und Scheuern in Mengen hausten, starben scharenweise und lagen zu Hunderten umher! Die Bürgerschaft freute sich über die Maßen darüber. Allein schon nach wenigen Tagen ging die Freude in Schrecken über; denn jetzt ergriff das große Sterben auch die Menschen. Hellwig Pfeil, der Böttcher beim unteren Brauhause, der den Gauklern aus Gutherzigkeit seinen Schuppen zur Herberge eingeräumt hatte, war der erste, der sich legte und nicht wieder aufstand, und bald folgten ihm viele Geithainer nach, Erwachsene und Kinder, Männer und Weiber, Arme und Reiche. Die Seuche nahm einen unerhörten Umfang an, kein Haus blieb verschont, die reichliche Hälfte der gesamten Einwohnerschaft, 840 Menschen wurden dahingerafft.

Mit großen Schmerzen und heftigem Fieber begann die Krankheit, hernach bildeten sich unter den Achseln und an den Beingelenken Beulen, die fast so groß waren wie Hühnereier, darauf liefen die Gliedmaßen schwärzlich an, und endlich trat heftiges Nasenbluten ein, bis das Leben entwich. Schwächliche Menschen waren innerhalb eines Tages gesund und tot, kräftige Naturen wehrten sich zwei, höchstens drei Tage gegen den schrecklichen Würger. Die Totengräber hatten schwer zu werken und unbeschreiblicher Jammer herrschte in der Stadt.

Kein Mittel half gegen die Pest. Der Bader ließ den Kranken zur Ader oder setzte Schröpfköpfe an; er empfahl ihnen, weißen Knoblauch zu essen und alle Räume des Hauses mit getrockneten Wachholderbeeren oder mit Essig auszuräuchern, aber alle

¹ 10. August.

Bemühungen waren vergeblich. Die verzweifelnden Menschen flehten in den Kirchen um die Fürbitte der Heiligen bei dem gestrengen Himmelsherrn, aber alles Gebet blieb wirkungslos. Endlich wollten etliche Weiber gehört haben, wie eine Stimme vom Himmel herab rief:

*Trinkt Baldrian, trinkt Thymian,
Sonsten müßt ihr alle dran!
Eßt auch recht Rapontikon,
Sonsten kommt kein Mensch davon!*

Ob sich nun gleich alle Gesunden und Siechen darnach richteten, so halfen doch weder Tee noch Rapunzelwurzeln.

Natürlich konnte niemand die Ursache² der Pest ergründen; man riet hin und her, endlich hieß es , die Juden seien Schuld, sie hätten die Brunnen vergiftet. Da kam eine doppelt schlimme Zeit für die Nachkommen Jakobs. Beinahe hätte das halb wahnsinnige Volk einen jüdischen Händler erschlagen; nur durch das tatkräftige Eingreifen des Bürgermeisters Peter Richtstock unterblieb die Untat.

Als im Herbst kühlere Witterung einsetzte, ging die Seuche zurück, und am Christtage erlosch sie endlich. In Geithain sah es aber schrecklich aus. Viele Häuser standen leer, weil ganze Familien ausgestorben waren. Eltern beklagten den Verlust aller ihrer Kinder, Kinder trauerten um Vater und Mutter. Unversorgte Waisen schrien um Hilfe, Witwen wußten sich keinen Rat, zahlreiches Vieh kam aus Mangel an Pflege um.. Die wenigen Ratmänner, die übriggeblieben waren, besonders aber der Bürgermeister, hatten in der Sorge um das Gemeinwohl alle Hände voll zu tun, und es hat lange gedauert, bis sich die Stadt von dem schweren Schicksalsschlage erholte. Obwohl die Pest später, so 1463, 1586 und 1633 in Geithain abermals viele Opfer forderte, so hat sie doch nie wieder dermaßen gewütet und geschadet wie im Jahre 1380.

² Der Rattenfloh war der Verbreiter.

Wie die Pest nach Frohburg und Greifenhain kam

Vergilbte Blätter geben Kunde von den Ereignissen des Jahres 1633 in Frohburg und Greifenhain.

Es ist da zu lesen:

Das alte Jahr hatte Plünderung, Verfolgung und Feuersbrunst in unser Dorf und das nahe Städtlein gebracht. Die kaiserlichen und schwedischen Kriegsvölker hatten arg gehaust; denn es war kein Unterschied zwischen Freund und Feind. Ab er die Holckschen Reiter trieben es über die Maßen. Am Neujahrstag anno 1633, als eben zu Abend geläutet wurde, kam ein Trupp Holckscher Reiter den Eisenberg herein, durchritt die Furt und kam auf dem Markt nach Frohburg. Weil aber das Wetter gar kalt und stürmisch war, blieben die Reiter im roten Hirschen und verbrachten allda eine wüste Nacht. Am anderen Morgen, als eben die Sonne aufging, kam der Bauer Stötzner, aus Greifenhain gebürtig, mit seinem Wagen gefahren und wollte seiner Schwester Kind nach Eschefeld bringen. Den zwangen die Holckschen, mit ihnen zu ziehen und beluden seinen Wagen. Dem Jungen gaben sie den Laufpaß.

Am Aschermittwoch in der 9. Stunde kommt ein schwerbeladener Wagen die Peniger Straße herein, daneben ein Trupp Holckscher Reiter. Am Hirschen machen sie halt, laden ab, Mäntel, Röcke, Schuhwerk, Hüte und dergl. mehr. Bald beginnt ein Feilschen und Handeln; denn jedermann holte seine verborgenen Groschen hervor, um die seltene Gelegenheit wahrzunehmen und Kleider zu kaufen. Den Stötzner aber schickten die Holckschen heim und gaben ihm ein Bündel Beutestücke als Fuhrlohn. Da hat sich mancher den Tod gekauft; denn mit den Sachen kam der schwarze Tod in Stadt und Land. Als Stötzner heimkam, war Freude über sein Kommen, und mancher sah scheel nach dem schmucken Mantel, den hohen Stiefeln und dem geschlitzten Wams.

Nach drei Tagen aber legte sich der Stötzner und war am anderen Tage tot. Nun hub ein Sterben ohne Ende an. Wer heute noch frisch und gesund war, den würgte schon morgen die Seuche. Da kam ein Schrecken unter das Volk, und mancher floh. Die Städte und Dörfer wurden abgesperrt, niemand durfte heraus und herein. Manch einer suchte in den Wäldern Zuflucht, doch alles nützte nichts. Die Seuche griff weiter und weiter.

Auch Wolfnitz wurde davon erfaßt. Weil aber die Wolfnitzner keinen eigenen Gottesacker hatten, so brachten sie ihre Toten bis auf die Höhe vor Greifenhain, legten sie auf den Kirchweg und gingen heim. Dann kamen die Greifenhainer, holten die Toten herein und begruben sie. Es starben in diesem Jahre in Greifenhain 296, in Frohburg und den umliegenden Dörfern 1151 Personen.

Am 12. November endlich setzte starker Frost ein. Gleichsam als hätte er den schwarzen Tod gebrochen, hörte die schreckliche Seuche auf. Plünderung, Verfolgung, Feuersbrunst haben wir mit Gleichmut ertragen, die Pest aber war entsetzlich. Ich habe in dieser Zeit mein Eheweib und meine beiden Kinder begraben.

Am Neujahrstag anno 1634 nach dem Gottesdienste haben wir, Pfarrer und Küster, zwischen Kirche und Schule eine Linde gepflanzt, die bis in die späten Tage Zeugnis geben soll von den schrecklichen Pestjahre 1633.

Die wüste Mark Seebisch

Begleite mich, lieber Leser, ein wenig über Frohburg hinaus. Wir wandern an einem herrlichen Sommermorgen durch tauglänzende Wiesen an den noch in Nebelschleier gehüllten Teichen vorüber nach Eschefeld und folgen, nachdem wir das freundliche Dörfchen fast durchschritten haben, der Staatsstraße nach Altenburg zu. Bald nimmt uns das „Deutsche Holz“ auf, von dem die Leute allerlei gruselige Spukgeschichten erzählen. Kein Wunder, denn gräßliche Mordtaten sind hier geschehen! Es sei nur daran erinnert, daß hier 1637 der Pfarrer Andreas Willitz aus Flößberg von plündernden Kroaten in Stücke gehauen wurde. Steinbänke laden uns am Eingange des Waldes zur kurzer Rast ein. Doch wir wandern weiter. Mitten im Holze kreuzt ein Weg unsere Straße. Wir folgen ihm links; nur das Rauschen der mächtigen Fichten begleitet uns. Wir sind ungefähr 1400 m gegangen und biegen abermals nach links ab, bis wir an einem Teiche stehen, dem Seebischteiche. Die Morgensonne hat die Tautröpfchen weggeküßt, wir legen uns am Waldrand ins trockene Gras und horchen auf das geheimnisvolle Rauschen der Bäume.

Hier an dieser Stelle, wo du, stiller Wanderer, jetzt ruhst, stand vor langen, langen Jahren ein Dörfchen. Arme Bauern wohnten da, die hart fronen mußten. Sorglose Kinder tollten in lustigem Spiele durch die engen Gassen. Junge Leute zogen an lauen Sommerabenden durch den Wald. In den rauchgeschwärzten Stuben saßen kinderreiche Familien auf Holzbänken am Tische und verzehrten kummervoll das karge Abendbrot. Und heute? Grüner Rasen und Buschwerk über dem Dörfchen! Schwarzgefleckte Rinder liegen an Herbsttagen dort in träger Ruhe, und der eiserne Pflug durchschneidet den dunklen Boden.

Kurz und kalt berichtet die Chronik von der Ortschaft „Zewicz“. „1285, 1287, 1289, 1300 und 1307 sind von seinen Bewohnern Zinsen gezahlt worden. 1317 tauscht Konrad von Gndstein 11 Hufen und 2 Gärten in Zewicz“. Dann schweigt die Urkunde, 1358 wird Seebisch eine „wüste Mark“, ein verschwundenes Dorf genannt.

Die Frage steigt in uns auf: Wie kam es, daß dieses Dorf unterging? Am häufigsten wird man die Antwort hören: Sicher durch einen Krieg! Gewiß durch Kriege sind ganze Länderstrecken verwüstet worden. Nun tobte gerade 1307 in der Altenburger Gegend ein furchtbarer Kampf. Die beiden fürstlichen Brüder Friedrich und Dietzmann verteidigten ihr Erbe, die Mark Meißen, gegen den unersättlichen deutschen König Albrecht, dessen Knechte aus Böhmen, Österreich und Schwaben genau so hausten, wie reichlich 100 Jahre später die Hussiten. Bei Lucka errangen die beiden Wettiner am 31. Mai 1307 in heißer Schlacht einen entscheidenden Sieg.

Wenn das Volk noch nach Jahrhunderten andeuten wollte, daß sich jemand in einer Angelegenheit nur Schläge holen könne, dann nannte er den Spottvers:

Es wird dir glücken,

Wie den Schwaben bei Lücken!

In diesem Kriege könnte Seebisch untergegangen sein. Die oben erwähnten Hufen und Gärten kann ja Konrad von Gmandstein auch getauscht haben, nachdem das Dorf nicht mehr stand.

Suchen wir nach anderen Gründen für das Verschwinden Seebischs! Vielleicht ist eine Feuersbrunst die Ursache gewesen. Es wird ja oft berichtet, daß auf diese Weise, vor allem bei Sturm, in einer Nacht ganze Städte und Dörfer in Asche und Schutt sanken. Man bedenke, die Häuser waren nur aus Holz und Lehm gebaut und mit Stroh und Schilf gedeckt! Zu diesem Unglück kam der furchtbare Aberglaube, der damals noch viel üppigere Blüten trieb als heute. Man sagte: "Hier an diesem Orte wohnt der Böse, die Gegend ist verhext; deshalb das Unglück; hier bauen wir nicht wieder her!" So kann auch Seebisch als Schutthaufen liegen gelassen worden sein.

Und nun eine dritte und die wahrscheinlichste Möglichkeit für den Untergang des Dorfes! In der Chronik lesen wir: "Von 1345-1350 herrschte in weiten Teilen Deutschlands der schwarze Tod, der ganze Länderstrecken entvölkerte." Wieviel Elend, Jammer und Not enthält dieser kurze Satz! Wieviel Tränen mögen in diesen fünf Jahren vergossen, wieviel heiße Gebete zum Himmel emporgestiegen sein! Ganze Länderstrecken entvölkerte die Pest! Daß die furchtbare Seuche damals auch unter den Bewohnern der Bornaer Pflege ihre Opfer forderte, beweist die Geschichte. Es heißt in der Chronik von Lobstädt:

1348-50 waren Pestjahre. Aus Pegau wird berichtet: Abt Albrecht vom Kloster zu Pegau ist 1349 gestorben, vermutlich an der Pest. Auffällig ist nun, daß die Bewohner der näheren Umgebung des Seebischteiches den Ort häufig mit dem Beinamen „das Pestdorf“ belegen. Mit diesem Namen hat wohl die mündliche Überlieferung die Erinnerung an den Untergang der Ortschaft lebendig erhalten. Seebisch ist demnach in den Pestjahren 1335-50 zur wüsten Mark geworden.

Die Pest in Borna

Sie kam im 14. bis zum 17. Jahrhunderte mit ihrer Furchtbarkeit auch in die kleine Landschaft Borna und räumte unter der nur etwa 2000 Seelen zählenden Einwohnerschaft erschrecklich auf.

*„Erzittre Welt! Ich bin die Pest!
Ich komm in alle Lande
und richte mir ein großes Fest.
Mein Blick ist Fieber; feuerfest
und schwarz ist mein Gewand!“*

Der alte Kunigundenfriedhof kann von den einstigen Pestgräbern viel erzählen. Sichtbare Spuren aus jenen dunklen Zeiten sind zwar nicht mehr vorhanden, aber über die langen Gräberreihen hat die neueste Zeit, ein freundliches Kleid geworfen: den Bornaer Heldenhain zum Andenken an die im Weltkriege gefallenen Söhne der Stadt. Aber jede Handvoll Erde unter dem Rasen ringsum, besonders des nach Abend liegenden Teiles des Friedhofes, der dort von drei Seiten das alte Kirchlein umgibt, birgt eine letzte Spur der Pestgräber, die im Laufe der Jahrhunderte immer wieder belegt und zugeschüttet wurden.

Woher kam nach Borna die Pest, der „schwarze Tod“? Ein einheimischer Geschichtsschreiber berichtet darüber: „Vom Morgenlande kam er, eine Plage der Menschheit, eine fieberhafte, überaus ansteckende Krankheit, die den Körper des Menschen mit brandigen, schwarzen Beulen bedeckte. Ein unbarmherziger Würger, dem niemand halt gebieten konnte! Kein Alter, kein Geschlecht, kein Stand wurde geschont. In drei Tagen oft war der Betroffene gesund und tot“. Und meist trat die Seuche nicht allein auf, sie kam im Gefolge von Krieg und Hungersnot, kam mit dem Kaufmannsgut ins Haus des vornehmen Handelsherren, mit dem fremden Wanderburschen in die Herberge; sie wurde vom Kriegsmann eingeschleppt ins Bürgerquartier, sie kam mit dem Nebel der Niederung in die Hütte der Armen, sie keimte tausendfällig im Unrate des Straßenschmutzes, sie ging mit der Luft von Haus zu Haus. Hilflos waren Stadt und Land gegen ihre grausame Macht, dazu in einer Zeit, wo es weder Sport- und Turnplätze, noch Badeanstalten und sonstige Einrichtungen zur Körperpflege gab, wo es allerwärts noch an ordentlichen Ärzten fehlte.

In den genannten Jahrhunderten trat die Pest einundzwanzigmal in Borna auf. Am furchtbarsten wurde die Stadt 1637 heimgesucht. Der schwarze Tod gesellte sich zu

den Kriegsdrangsalen, die die Einwohner durch kaiserliche, schwedische oder auch sächsische Söldnerhorden zu erdulden hatten. In diesem Jahre starben in Borna 500 Personen an der Seuche. Manche Häuser waren ganz ausgestorben. Der Stadtrat zu Borna verordnete, Zäune um die wüsten Häuser im Entenpfuhl, im heutigen Brühl, zu machen und ihre Haustüren zuzunageln. Diese Heimstätten waren herrenloses Eigentum geworden.

Für das häufige und verheerende Auftreten der Pest in Borna - trotz der gefundenen Lage der Stadt in der damals walddreichen, von Kohlenstaub und Essenruß freien Umgebung - sind mehrere Gründe vorhanden. Außer in der Einschleppung der Krankheit sind sie zum Teile in den häufigen Hungersnöten zu suchen. Gab es doch Zeiten, wo die Leute Tannenzapfen und Baumrinde mahlen und mit Gras vermischt zu Brot buken. Glücklich war, wer Wurzeln, Beeren und das wilde Obst des Waldes als Zukost fand. Wie die Chronik berichtet, fand man vor dem Roßmarkschen Tore ein totes Mägdelein, das noch Gras im Munde hatte! Dem Abdecker lief man nach, um noch einige Fleischreste von gefallenem Vieh zu erlangen, denn gesundes Fleisch war zu diesen Zeiten überhaupt nicht mehr da. Mußten doch aus Mangel an Spannvieh die Leute selber Pflug und Egge ziehen, um ihr Äckerchen zu bestellen. Was Wunder, daß in den ausgehungerten Menschenleibern die Pestkeime guten Boden fanden! Ein anderer Grund lag in dem schlechten Zustande der städtischen Straßen. Ihrer vielen waren ungepflastert, ohne Schleusen, starrend vor Schmutz. Das schmutzige Abfallwasser wurde aus den Haustüren heraus auf die Wege geschüttet und bildete Pfützen, wo sich die Enten tummelten. Vor manchen Häusern lag wochenlang der Dünger aus den Ställen! Die Jauche floß heraus und verpestete die Luft. Besonders schlimm sah es in der „pegischen Gasse“ (der Pegauer Straße) und im Entenpfuhl (dem Brühl). In den Stadtgraben wurde über die Mauer hinab allerlei verendetes Vieh geworfen, welche Pestluft im Hochsommer! In den unreinlichsten Straßen wütete der schwarze Tod am ersten und schlimmsten.

An gesundheitlichen Einrichtungen mangelte es allenthalben. Wohl werden ein „Siechspital“ an dem alten Kunigundenfriedhofe und ein „Siechhaus“ an der Flößberger Straße genannt, die zu Pestzeiten mit Kranken belegt wurden. Aber was war das bei so vielen Das Siechhaus wurde von den kaiserlichen Soldaten niedergebrannt, das andere zerfiel vor Altersschwäche selbst, bei de wurden nicht wieder aufgebaut Einen wirklichen Arzt, der zum Glück zugleich Apotheker war, gab es in Borna erst seit 1677. Vorher wurde die Heilkunst von Badern, Schäfern, Quacksalbern, „klugen Frauen“ und anderen Kurpfuschern ausgeübt.

Auch in Bezug auf das Begräbniswesen herrschten hier zur Pestzeit höchst mangelhafte Zustände. Wohl leisteten bei Sterbefällen gute Freunde, getreue Nachbarn und besonders die Innungen den Hinterbliebenen gern Hilfe. Sie schaufelten dem Toten das Grab, trugen ihn zum Friedhofe, unterstützten auch die bedürftigen Familien. Aber diese Liebesdienste hörten in den schlimmen Pestzeiten vielfach ganz auf, weil jeder mit sich selbst zu tun hatte. Von der Stadt war zwar ein

Totengräber angestellt, der sein Häuschen auf dem Kunigundenfriedhofe hatte, doch versah dieser Mann zugleich das Amt des Viehhirten mit, zum großen Ärger vieler Bürger; denn er war oft nicht da, wenn er gebraucht wurde. Er und seine mittätige Frau erhielten auf Stadtkosten je ein „Schwarz Gewand und Mantel“, sowie Spaten und Schaufeln, deren Verbrauch in den Zeiten der Pest groß war. Auch stellte in Zeiten großen Sterbens die Stadt noch einen besonderen „Pesttotengräber“ an. Die Toten wurden nach Sonnenuntergang auf einem „Pestwagen“ im schnellen Trabe, oft ohne Sarg und Begleitung, beerdigt. Wie viele mögen damals ohne Sang und Klang, „in die Grube gefahren“ sein, oft mehrere gemeinsam, während nebenan schon wieder ein neues Grab ausgehoben wurde „für morgen“. Jene dunkle Zeiten der vielen Pestgräber sind für immer vorbei. Doch gehst du über den alten Bornaer Kunigundenfriedhof, so denke daran: Hier unter deinen Füßen ruht der Staub aller derer, die vor Jahrhunderten der schwarze Tod mähte. Und leise ,ganz leise steige in deiner Seele auf die Melodie des alten Volksliedes.

*„Es ist ein Schnitter, heißt der Tod,
der hat Gewalt vom großen Gott.
Er schont nicht arm, er schont nicht reich,
vor seiner Sichel sind alle gleich.
Sei stille - und schicke dich drein!“*

Drei Pestbegräbnisse in Witznitz

Wie allerwärts in den Orten der Bornaer Pflege, wütete auch in den Dörfchen Witznitz die grausame Pest im Laufe der Jahrhunderte zu verschiedenen Malen. Am verheerendsten trat sie hier 1611 auf, da fielen ihr 50 Personen, d. i. das größere Drittel aller Ortsbewohner, zum Opfer. Da Witznitz weder schützende Mauern noch wachsame Torhüter besaß, war die Gefahr der Einschleppung der furchtbaren Volksgeisel eher möglich als in den umwallten Städten des Bezirks, wo außerdem die Stadtverwaltung noch besorgt war, alles fernzuhalten, was der Seuche verdächtig erschien.

In den Dörfern der nächsten Umgebung jedoch, zumal in den an alten Heer- und späteren Poststraßen gelegenen, wie eben auch Witznitz, gingen reife Handwerksburschen, heimatlose Wanderer und allerlei „fahrendes Volk“ ungehindert ein und aus, auch oft in der Dorfschenke Herberge und Atzung heischend. Wie manch einer mag darunter gewesen sein, der den Keim der schrecklichen Seuche bereits in sich trug und zur größten Gefahr seiner Mitmenschen wurde! So kam es denn auch, daß gerade in dem Witznitzer Dorfgasthofe in den letzten Augusttagen des Jahres 1611 zwei Hausgenossen, ein Knabe von 13 und ein Mädchen von 11 Jahren, den Anfang der langen Opferreihe des schwarzen Todes bildeten. Da Vater und Mutter, nachdem sie ihren Knaben begraben, auch bereits krank darniederlagen, wollte niemand die Leiche des Mägdeleins bestatten, bis sie nach vielen Tagen anfang, mit ihrem Geruch die Luft zu „verpesten“. Erst auf obrigkeitlichen Befehl wurden die Nachbarn gezwungen, die Leiche nahe der Schenke auf dem Felde einzuscharren.

Nun wurden zur Abwehr aller Fremden die Tore und Türen der Höfe, Ställe, Schuppen und Gärten aller Einwohner fest verschlossen und verwahrt. Es war aber zu spät, denn die Pest hatte sich bereits im ganzen Dorfe ausgebreitet. Es half auch nichts, daß viele Ortsbewohner im nahen Borna oder bei entfernt wohnenden Verwandten Zuflucht suchten; sie trugen nur dazu bei, die Krankheit in noch seuchenfreie Ortschaften zu schleppen. Auch Arzneien, wie „Eberwurz und Bibernell“ und wenn sie noch so weit hergeholt wurden, schlugen nicht an. So war Thomas Hausmann, ein Witznitzer Zimmerer im besten Mannesalter, in der drei Meilen entfernten Stadt Leipzig gewesen, um heilkräftige Apothekertränklein zu holen. Doch war der Tod schneller als er. Auf dem Heimwege wurde der Mann von der Pest befallen. Im Anblick seines heimatlichen Dorfes legte er sich auf die „Pfarrhutweide“ nieder und starb daselbst zur Nacht auf den 8. September. Der Witznitzer Pfarrer Christian Schrey, der in 27 langen Jahren in seinem kleinen

Pfarrdorfe die Pest dreimal hat wüten sehen, ließ ihn heranschaffen und hinter der Kirche begraben. Es bedurfte freilich erst inständigen Bittens, bis sich einige Nachbarn zu dieser Christenpflicht hergaben. Es war ein Begräbnis ohne Sarg und Kranz auf dem Dorfkirchhofe, der die Pestgräber kaum zu fassen vermochte.

Ergreifend ist ein Bericht zu lesen über die Bestattung des Ehemannes einer armen Häuslerin, „so auf Clemens Brausens Gütlein gewohnt.“ Beides waren zeitlebens brave, arbeitsame Leute gewesen. Schwere Tagelöhnerarbeit hatte ihren Rücken krumm und die schwieligen Hände zittern gemacht. Aber immer noch verdienten sie sich trotz ihres hohen Alters ihr kärgliches Brot durch harte Arbeit. Auch diesen armen Fröner fällte die unerbittliche Pest, und niemand war da, der ihn begraben wollte. Das große Sterben hatte, wie überall im Lande, so auch die Herzen der Witznitzer Nachbarn verhärtet, und so mußten die meisten Einwohner ihre Toten selbst beerdigen. Was Wunder, daß die arme Witwe vergeblich um Hilfeleistung bettelte! Sie mußte ihren Mann allein begraben. Das geschah eines Sonntags nachmittags drei Uhr. Wie schwer mag ihr allein schon das Grabmachen geworden sein! An dem sonst vorgeschriebenen Maße von „sechs Schuh unter der Erde“ fehlte da wohl noch mancher Zoll! Der spätere Witznitzer Pfarrer Johann Schweizer schrieb davon: „Es war ein erbärmliches Begräbnis; denn sie schleifte ihren Mann auf einem Brette zum Grabe und senkte ihn auch allein ins Grab.“

Längst sind heute die Spuren jener vielen Pestgräber unter der grünen Rasendecke des alten Friedhofes, der das schmucke Witznitzer Kirchlein umgibt, verwischt. Niemand denkt mehr an die Seuche von 1611, wo das gegenwärtig oft mit Spott gebrauchte Wort seine bitterernste Bedeutung hatte: „Sterben ist schwer, aber begraben werden noch schwerer!“

Von der Pest in und um Lucka

Ein böses Jahr war das Jahr 1582. Wie damals die Pest in und um Lucka wütete, beweisen folgende Zahlen:

Im Juli des Jahres 1582 starben 15 Menschen, im August waren es 89, im September 139, im Oktober 50, im November 19 und im Dezember nochmals 9. Dazu kamen aus den eingepfarrten Dörfern:

Berndorf: ab 3. 8. - 74 Menschen,

Teuritz: ab 11.8. - 49 Menschen,

Hagenest: ab 4. 9. -28 Menschen,

Nehmitz: ab 5. 10. - 17 Menschen.

Zusammen 489 Pestleichen in einem halben Jahre! Das ist viel, wenn man bedenkt, daß das Kirchspiel Lucka in dem bösen Jahre etwa 1000 Seelen zählte und demnach ein Viertel der Bevölkerung wegstarb. Der schlimmste Monat war der September, in welchem im Stadtbezirk 139 Menschenleben eingingen. Nur an 2 Tagen des Monats, am 24. Und 28. September, blieb das Städtchen verschont. Der größte Abgang war am 27. August mit 13 Leichen zu verzeichnen.

Außer diesen Zahlen ist uns wenig aus jener trüben Zeit bekannt. Wir wissen nur, daß beide Geistliche starben, am 14 September der erste Geistliche und am 30. September auch der zweite, am 27. Oktober sogar noch deren Nachfolger im Amte. Da sich dann auswärtige Pfarrer weigerten, im verpesteten Lucka die Leichen zu Grabe zu begleiten, hatte diesen Dienst wohl der damalige Kantor Andreas Schindler, der Sohn eines Grotzschers Schulmeisters allein zu verrichten.

Wie sehr einzelne Gehöfte von dem schwarzen Tode heimgesucht wurden, beweisen die Berndorfer Mühle und der Hagenester Gasthof.

Es blieben aus dem Hause nur der Müller und sein ältester Sohn am Leben, der Sohn vielleicht nur deshalb, weil er nicht mehr im Elternhause weilte, denn er war zur Zeit Student.

Völlig öde stand der Hagenester Gasthof. Es rottete damals die Pest die ganze Familie des Wirtes Urban Esche aus, die Eltern und deren 11 Kinder. Nunmehr fragen wir: Wie äußerte sich die Pest? Wie wirkte sie auf die Menschen? Viele Einzelheiten dazu bieten die Eintragungen des Breitenhainer Kirchenbuches vom Jahre 1637. Es heißt da u. a.:

Am 26. Juni 1637 starb eines geschwinden Todes Frau Walburgis.

Ihr folgte am 17. Juli die Köchin auf dem Rittergute. Sie war nicht viel über 24. Stunden krank.

Am 20. Juli verschieden der Gastwirt Martin Döhner und die Frau eines Fuhrmannes, namens Marta Martin. Sie waren bei innerhalb 2 Tagen lebendig und tot.

Am 5. August starb Jakob Hermann. Seine Leichenpredigt wurde später gehalten; denn wegen der Ansteckungsgefahr wollte niemand mit zu Grabe gehen.

Als am 7. August Peter Hübner aus Breitenhain in der Breitenhainer Kirche getauft werden sollte, kamen die 3 Prößdorfer Paten nicht herüber. Das Kind mußte nach Prößdorf getragen werden.

Ein Hemmendorfer Kind, Michael Nifius, wurde sogar auf freiem Felde getauft.

Am 13. August besuchten den Gottesdienst nur noch 2 Personen, und am folgenden Sonntage predigte der Pfarrer aus der Vorhalle der Kirche, die sonst als Leichenhalle diente. Die Leute wagten sich nicht in geschlossene Räume und hörten im Winkel des Gottesacker zu. Der Rittergutsbesitzer, ein Hans von Hagenest, verließ das Dorf und hielt sich 7 Wochen fern.

Die kleine Magd auf dem Prößdorfer Hofe entwich ebenfalls, wurde aber dennoch von der Seuche gepackt. Sie starb auf der Flucht am Gottesacker in Altenburg.

Georg Lippert aus Prößdorf brachte sein einziges Kind Maria nach Gorma. Er meinte, es sei dort geschützt. Allein der Todesengel kehrte auch nach Gorma ein.

Des Försters Vater, Michael Reuter, ein Greis in den achtziger Jahren, versuchte auch zu entfliehen. Er kam aber nicht weit: im Luckaer Forste blieb er liegen, und Regen- und Donnerwetter zogen über ihn weg. Nach 3 Tagen erst fand ihn der Totengräber Paul Kirsten, der deshalb diesen Dienst versah, weil er die Pest glücklich überstanden hatte, und führte ihn ins Dorf zurück. Doch es war keine Rettung mehr: der Greis starb wenige Stunden darauf.

Verzweiflung erfaßte die, welche von der Seuche ergriffen wurden. Gallus Naundorf in Lucka nahm, als er sich krank fühlte und allein war, seinen Hirschfänger und stach sich damit in den Hals. Und des Bürgermeisters Magd wurde im Kopfe irre und ertränkte sich.

Georg Lippert, der sein Töchterchen nach Gorma gebracht hatte, lief des Nachts aus seinem Hause, geriet auf den Brauhof und stürzte da in eine tiefe Pfütze und ertrank.

Einen achtjährigen Knaben aus Prößdorf, dem bereits die Eltern entrissen waren trieb es auch hinaus auf den Hof. Er starb und wurde von den Hunden angefressen. Ein Bein von ihm schleppten sie in Matz Badstübners Garten, kurze Zeit danach starben auch die Hunde.

Als der Kleinknecht Hans auf dem Prößdorfer Hofe erkrankte, trug man ihn aus dem Hause hinaus und bettete ihn in den Kohlwinkel, wo er starb.

Als Hübners Witwe sich legte, besuchten sie die Nachbarinnen. Die Kranke verfiel bald in einen tiefen Schlaf, und die Weiber meinten, sie sterbe. Sie zogen ihr die Stiefel aus und entwendeten ihr einen Taler Patengeld. Sie starb jedoch nicht. Paul Kirsten traf sie, als er sie zu Grabe schaffen wollte, mit halbem Leibe in der Küche und halbem Leibe im Hausflur liegen, noch leben an und brachte sie wieder zu Bett.

Wir ersehen aus den Aufzeichnungen, wie schnell die Pest zum Tode führte, und wie sie die Menschen ängstlich, aber auch unbarmherzig und roh machte. Erbittert waren sie gegen die, welche mutwillig und leichtsinnig in Pestorte sich begaben und die Seuche dadurch verschleppten. Als Gerhards beide Söhne im Januar 1611 einen Sack nach dem verpesteten Drößig getragen, sich dort angesteckt hatten und an der Pest gestorben waren, mußte sie der Vater selbst auf den Friedhof fahren und ins Grab legen. Und als die Böttcherin von Breitenhain sich 1625 in der Berndorfer Mühle angesteckt hatte und bald darauf starb, mußte ihr Mann den Dienst des Totengräbers verrichten.

Um Ansteckungen zu vermeiden, ergingen 1680 von Dresden aus folgende Gebote:

(1)	Fallet vor allen Dingen dem Herrn mit rechtem Eifer und mit ernster Buße zu Füßen, besuchet die Predigten und die Betstunden fleißig und betet das Vaterunser kniend!
(2)	Haltet die Häuser und die Gassen sauber, schaffet die Schweine ab und räuchert morgens und abends mit Wachholder, Pulver und anderen dienlichen Sachen!
(3)	Schließet die Nebenwege und Stege gänzlich, die Landstraßen durch Schlagbäume!
(4)	Fraget die Leute, die die Landstraße hereinkommen, nach ihrem Paß, ob sie aus reinen oder verdächtigen Orten kommen!
(5)	Bauet ein Krankenhaus vor die Stadt, nicht in sie hinein!
(6)	Bauet auch Hütten auf die freien Felder, damit die Gesunden aus den verpesteten Häusern entweichen können!
(7)	Gebt den Armen die Heilmittel unentgeltlich!
(8)	Laßt die Leichen an ungefährliche Orte bringen und tiefer begraben als sonst!
(9)	Meidet einander soviel als möglich!
(10)	Enthaltet euch alles schädlichen Obstes, aller Gurken, Beeren und Schwämme und alles anderen Genäsches!

Pegau 1850 unter „der Fahne des Todes“

Ein strenger und lang anhaltender Winter brachte Anfang 1850 den Einwohnern Pegaus große Not. Dazu kam im folgenden Sommer die Cholera, die mit ihrer hemmenden Einwirkung auf den Verkehr den Jammer aufs höchste steigerte.

Es war am 25. Juli, an einem Haupttage des Vogelschießens, das in diesem Jahre wegen der Ernte ausnahmsweise zeitiger als sonst abgehalten wurde. Ein wolkenloser Himmel überspannte das friedliche Städtchen. Auf dem Schützenplatze war reges Leben, und jung und alt belustigte sich. Nachmittags in der dritten Stunden standen auf dem Marktplatze einige Männer und Frauen beisammen und besprachen die Schreckensbotschaft, die eben die Stadt durcheilte. Einer erzählte es dem andern: „Im Gasthofs zum Mohren und im benachbarten Scholzeschen Bäckerhause ist die Cholera ausgebrochen!“ Aus dem Mohren trat unter dem Tore der Postsekretär Hendel hervor und gesellte sich zu den Nachbarn. Die Frauen und Männer waren neugierig, Einzelheiten zu erfahren. Hendel begann aufgeregt zu berichten: „Friederike Hahnemann aus Grimma ist als Führerin eines blinden Mädchens, das sich zum Vogelschießen durch Gesang und Saitenspiel Geld zu verdienen suchte, heute früh nach wenigen Stunden gestorben. Sie sollte sich durch den Genuß von Beeren, Bier und Backwerk die Krankheit zugezogen haben.“ Dieser Bericht blieb auf die Zuhörer nicht ohne Wirkung.

Die Frauen weinten, und das Häuflein ging sogleich der „Krame“ zu. Aus den Fenstern schauten Neugierige. Schnell hatte sich die Darstellung des Postsekretärs unter den Anwohnern des Marktes und der Seitenstraßen verbreitet.

Zwölf Stunden später starb der Bäckergeselle August Edler aus Leipzig. Er hatte während des Vogelschießens dem Bäckermeister Scholz bei der Arbeit ausgeholfen. Am 27. Juli starb im Bäckerhause ein Korporal des dritten Reiterregiments und im Mohren die Köchin. Niemand wollte das Hinscheiden der kerngesunden Köchin für möglich halten. Die Aufregung und Angst in der Stadt steigerte sich.

Am Stammtisch des Ratskellers saßen der Zigarrenfabrikant Erdmann Nennowitz, der Schuhmachermeister Friedrich August Ortwein, der Lohgeber Wilhelm Robert Junghanns und der Sattlermeister Eduard Weiße beisammen. Sie unterhielten sich eifrig über das Geschehene. Da trat der Kaufmann Ernst Eduard Huhn ein und meldete sichtlich ergriffen: „Eben sind der Postmeister Klöppel und seine elfjährige Tochter Luise gestorben.“ Weiter konnte er zunächst nicht berichten, da ihm eine Träne über die Wange rann. Dann fuhr er fort: „Und der Postsekretär Hendel, der uns am letzten Donnerstag die Todesbotschaft von der Friederike Hahnemann aus Grimma brachte, ist auch ein Opfer der Cholera geworden.“ Atemlose Stille

herrschte, und keiner der Zuhörer wußte den Faden der Unterhaltung weiter zu spinnen. Sie zahlten und gingen heim.

Bürgermeister Trenkmann saß in seinem Arbeitszimmer und las ein Schreiben des Bezirksarztes Dr. Mökel, der anordnete, daß die Leichen baldigst aus den Häusern in der Gottesackerkirche zu bringen seien. Es war am nämlichen Tage Ratsitzung. Der Bürgereister gab bekannt, daß es an Hilfspersonal im Krankhause und auf dem Gottesacker mangle. Daraufhin wurden von der Kreisdirektion ein Hilfsarzt erbeten. Der Rat beschloß am 2. August ferner die Anschaffung eines Siechenkorbes zur Beförderung der Kranken und eines leichten Leiterwagens mit Plane zum Entfernen der Leichen. Beide Neuanschaffungen sollten bald reichliche Verwendung finden. Niemand ahnte, was im August noch kommen sollte. In diesem Monat fielen 205 Personen der Seuche zum Opfer! Bis 6. Oktober war die Zahl der Todesfälle insgesamt auf 260 gestiegen! Am härtesten wurden die Breitstraße, die Oberstadt und das Niederhospital betroffen. Schrecklich war die zweite Hälfte des August. Die Cholera wütete in der Breitstraße und in der Neugasse. Die Häuser glichen Lazaretten, die Zimmer Leichenhallen. Die Straßen war leer, alles Leben wie ausgestorben. Nur von Zeit zu Zeit hörte man das dumpfe Rollen des Leichenwagens oder die festen Schritte von Männern, die die Siechenkörbe mit Kranken trugen. Die Menschen gingen mit verstörten Blicken, bleichen Gesichtern und verweinten Augen einher. Es fehlten Krankenpfleger und Totengräber. Der Rat zu Pegau mußte darum am 10. August öffentlich zur Hilfeleistung auffordern.

Die Mittel der Stadt zur Linderung des Jammers versiegt. Unterm 14. August erschien folgende öffentliche Aufforderung und Bitte an die hiesige Einwohnerschaft: „Bisher haben die Vorräte der Stadtkasse ausgereicht, sie sind jedoch nunmehr ziemlich erschöpft, und wir befinden uns dermalen in der Lage, alle diejenigen, welche zur Linderung der Not Anderer, zur Steuerung der allgemeinen Calamität und des Weiterverbreitens der Cholera etwas tun können und wollen, zu bitten, Beiträge an Geld, Kleidungsstücken, Betten, Wäsche, Leinwand und dergleichen an Stadtkassierer Schumann auf dem Rathaus schleunigst abzuliefern; denn schnelle Hilfe tut not!“

Eine alte Frau erzählte später: „Was ich in diesen Tagen gelitten, gewacht, gearbeitet habe, das hätte ich zu keiner anderen Zeit mit diesem hinfalligen Körper ertragen, ohne zu erliegen. Mein körperliches Leiden verlor sich. Tag und Nacht am Bette der Kranken, fühlte ich nicht das Bedürfnis des Schlafes, mich hungerte, durstete nicht. Mir starb der Mann, das theure Kind, ich fühlte keinen Schmerz. Sie wurden fortgetragen - ich half! Doch jetzt? Ich bin erwacht.“

Die Verkaufsläden waren geschlossen. In Leipzig erzählte man: „Über Pegau schwebt die schwarze Fahne des Todes!“ Neben den nimmermüden Ärzten hatte der Apotheker Helbig reichlich Arbeit. Er versicherte später, daß mehr als die Hälfte sämtlicher Arzneien von Gesunden genommen worden seien. Täglich habe er 100 bis 350 „unschuldige Tees und Brausepulver“ ausgegeben. Es gab Berliner, Wiener, Stettiner wer weiß noch was für Choleraopfer. Von der Mühe des Apothekers

bekommt man einen Begriff, wenn er hinzufügte, daß täglich 80 bis 185, im August allein 3121 Rezepte gemacht werden mußten. Die Ärzte hatten alle Hände voll zu tun. Auf der Nachtpolizeiwache war zu erfahren, welcher Arzt für Kranke nächstens zu erreichen war. Der 16. Und 18. August war die traurigsten Tage. Am 16. lagen 22 Leichen in der Gottesackerkirche, die in mehreren großen, zum Teil mit Kalk angefüllten Gruben gemeinschaftlich begraben wurden. Am 18. August befanden sich 19 Leichen da. Die Hilfsarbeiter schliefen in der Wohnung des Totengräbers, der mit seiner Familie ins Hospital übersiedelt war.

Im September saßen Bürgermeister Trenkmann und Apotheker Helbig im Ratskeller beisammen. Sie tauschten nach diesen grauenvollen Tagen noch einmal ihre Erinnerungen aus und gingen weit in die Vergangenheit zurück. Der Bürgermeister wußte zu erzählen, daß Pegau in den Jahren 1707, 1712, 1719 und 1762 auch Unglückstage gehabt habe, Tage, die nach Berichten der Pegauer Chronik denen der Cholerazeit nicht nachgestanden hätten.

